

Erwartungen die Individuen hinsichtlich ihres Lebenslaufes ausbilden und mit welcher Zukunft sie mit welcher Gewissheit rechnen können. Sofern das menschliche Leben nicht determiniert ist, zeichnen sich Lebensläufe grundsätzlich durch Freiheitsgrade aus. Aber diese Freiheitsgrade können größer oder kleiner sein und sie verändern sich offensichtlich historisch. So wird für vormoderne, ständisch geprägte Sozialformationen unterstellt, dass hier die Freiheitsgrade relativ gering ausfallen, da die individuellen Lebensläufe weitgehend vom jeweiligen ständischen Kontext abhängig sind. Dies nicht im Sinne einer Determinierung konkreter Ereignisse, wohl aber unter

ben weit stärker bestimmt als durch die individuellen Potentiale, und hierdurch ergeben sich Begrenzungen, die aus heutiger Perspektive einschränkend erscheinen mögen, die aber zugleich auch sicherheitsverbürgend sind. Denn unter vormodernen Bedingungen weiß jeder (im Prinzip), wo er oder sie hingehört, weshalb biographische Sicherheitskonstruktionen kein großes Problem und kaum Thema sind.

Anders sieht es hingegen in modernen Gesellschaften aus, für die von einer grundlegenden Kontingenz und Individualisierung des Lebenslaufs ausgegangen wird. Kontingenz und Individualisierung bedeuten in diesem Zusammenhang zweierlei: Auf der einen Seite sind die Individuen aufgrund des Zerbrechens der ständischen Einbindungen nicht mehr von vornherein auf bestimmte Lebenswege festgelegt; im Vergleich zu

den ständischen Normalitätserwartungen erscheint der Lebensverlauf vielmehr auch anders möglich. Zum anderen verändert sich die Zurechnung der jeweiligen Lebenswege. Nicht mehr der Stand oder die göttliche Ordnung bestimmen die möglichen Lebensverläufe, sondern die biographischen Entscheidungen werden den Individuen selber zugerechnet. Dies schafft Chancen, aber auch Probleme. Denn in dem Maße, wie Lebensläufe nicht mehr fest liegen und (im Prinzip) vorhersehbar sind, ist die Herstellung biographischer Sicherheit nicht mehr selbstverständlich, sondern wird zu einer eigenständigen Aufgabe, die nicht mehr unbedingt durch Rekurs auf vorgängige ständische Prägungen bewältigt werden kann. Was sich statt dessen abzeichnet, ist eine (*Auto-*)*Biographisierung* des Lebenslaufs, die typisch für die Moderne zu sein scheint. Denn unter modernen Bedingungen gilt, dass die Individuen selbst über ihren Lebenslauf entscheiden können (und letztlich auch müssen) – eine Unterstellung, die in der frühen Neuzeit noch eindeutig Programm und Utopie war, aber allmählich an Realitätsgehalt und Breitenwirksamkeit gewinnt und sich im 20./21. Jh. dominant wird.

Wie Martin Kohli festgestellt hat, darf diese Biographisierung des Lebenslaufs keineswegs mit einer ersatzlosen Streichung von Begrenzungen und Vorgaben gleichgesetzt werden. Vielmehr setzt die Biographisierung selbst neue Formen der Standardisierung voraus, die erst das ermöglichen, was in der Moderne als Individualisierung des Lebenslaufs erfahren wird. Exemplarisch lassen sich diese neuen Formen der Standardisierung an den arbeitgesellschaftlichen Normalitätsunterstellungen studieren, wie sie sich im 19. und 20. Jahrhundert herausgebildet haben. So wird für das durchschnittliche (männliche) Individuum der Ersten Moderne unterstellt, dass es seinen Lebensunterhalt und seinen sozialen Status im Normalfall über Erwerbsarbeit erwirbt, wobei zugleich eingeräumt wird, dass es legitime Ausnahmen von diesem Normalfall von Ausbildungs- und Weiterbildungsphasen bis hin zur (vorübergehenden) Arbeitslosigkeit gibt. Die sozialstaatliche Anerkennung und Absicherung dieser Ausnahmen vergrößert den individuellen Möglichkeitsraum entscheidend, wenngleich andererseits fest zu halten ist, dass dieser nicht unbegrenzt, sondern arbeitgesellschaftlich vorgeprägt ist.

Allerdings sind diese Ordnung stiftenden Normalitätsfiktionen weder eindeutig noch unveränderlich. Sie stehen vielmehr mit der Modernisierung der Moderne selbst zur Disposition, und genau hieraus ergibt sich eine Reaktualisierung und Reformulierung des Unsicherheitsproblems. Auslösend hierfür sind letztlich zwei Entwicklungen: Auf der einen Seite schmelzen die im Hintergrund lange Zeit nach wie vor wirksamen ständischen Prägungen weiter ab, so dass die seit dem Beginn der Moderne im 18. Jh. programmatisch angelegte Individualisierung tatsächlich zum Durchbruch kommt. Auf

der anderen Seite – und dies ist noch wichtiger – werden die arbeitsgesellschaftlichen Normalitätsunterstellungen und Sozialstandards der Ersten Moderne brüchig. Bei den arbeitsgesellschaftlichen Normalitätsstandards betrifft dies den unterstellten Zusammenhang von Bildung und Beschäftigung ebenso wie die Möglichkeiten der Karriereplanung. So nimmt der Anteil der unbefristeten Vollzeitstellen ab, und die Unsicherheit der vorhandenen Beschäftigungspotentiale steigt. Zwar entstehen laufend neue Ausbildungsgänge und Berufe, bei denen jedoch unklar ist, ob und welche Zukunft sie haben, weshalb die Individuen immer damit rechnen müssen, dass ihr Arbeitsplatz überflüssig wird und ihre Qualifikationen veralten.

Dass vor diesem Hintergrund der Stoßseufzer „Man kann sich auf nichts mehr verlassen“ in Umfragen auf hohe Zustimmungsraten trifft, ist kaum verwunderlich. Dies um so weniger, als der zu beobachtende Kontingenzzuwachs nicht nur die Arbeit, sondern auch das Feld der sozialen Bindungen und individuellen Sozialbeziehungen betrifft: Auch hier kommt es zu einer Pluralisierung von Optionen, die kaum noch eindeutig kanalisiert werden. Vielmehr können scheinbar einander ausschließende Entwicklungen gleichzeitig realisiert werden. Gestaltungsmöglichkeiten und Gefährdungspotentiale nehmen gleichermaßen zu, und sofern sich beide Seiten immer schwerer voneinander abkoppeln und gegeneinander profilieren lassen, wird eine Entwicklung sichtbar, die biographische Sicherheit verstärkt zum Problem macht.

Genau dieser Befund bezeichnet den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit, die sich am Beispiel biographischer Sicherheitskonstruktionen mit Strukturmustern und Wandlungstendenzen im Umgang mit Unsicherheit beschäftigt. Genauer noch geht es um die Frage, wie sich die Wahrnehmung von und der Umgang mit biographischer Unsicherheit im Lauf der letzten einhundert Jahre verändert hat. Um diese komplexe Frage nicht nur theoretisch zu diskutieren, sondern einer empirischen Überprüfung zuzuführen, entwickelt die Autorin ein ebenso interessantes wie ungewöhnliches Untersuchungsdesign: Sie konzentriert sich auf den Vergleich von Künstlerbiographien um 1900 mit den biographischen Sicherheitskonstruktionen bei Künstlern und Künstlerinnen um die Wende von 20. zum 21. Jahrhundert. Dass ausgerechnet KünstlerInnen (und nicht Industriearbeiter oder Angestellte) betrachtet werden, erklärt sich aus deren spezifischer Stellung in modernen Gesellschaften. Sowohl in der gesellschaftlichen als auch in ihrer eigenen Wahrnehmung verkörpern sie seit jeher eine Gegenposition zur arbeitsgesellschaftlichen „Normalbiographie“; sie arbeiten nicht in einem Normalarbeitsverhältnis und scheinen unabhängig von den geltenden Orientierungsmaßstäben und Sicherheiten zu leben. Das ist zwar keineswegs immer der Fall, aber sofern Künstler und Künstlerinnen in ihrer Selbstwahrnehmung und -verortung nicht auf die si-

cherheitsverbürgenden Unterstellungen der Normalarbeit zurückgreifen können, nehmen sie in mancher Hinsicht die aktuell zu beobachtende Erosion des Normalarbeitsverhältnisses gleichsam vorweg, und genau deshalb sind ihre Sicherheitskonstruktionen keineswegs nur die einer marginalen Sondergruppe.

Noch interessanter als die Untersuchungsgruppe ist allerdings der Generationenvergleich, mit dem die Autorin methodologisches Neuland betritt. Denn sie vergleicht zwei Gruppen, die zwar von ihren sozialstrukturellen Merkmalen vergleichbar sind, aber nicht unbedingt unter der Perspektive der methodischen Annäherung. So kann bei den Künstlern/Künstlerinnen um die aktuelle Jahrhundert-/Jahrtausendwende mit biographischen Interviews gearbeitet werden. Bei der Generation um 1900 ist dies aus naheliegenden Gründen nicht möglich, sondern hier muss auf Verfahren der Dokumentenanalyse zurückgegriffen werden. Aus der Perspektive einer 'orthodoxen' Biographieforschung die nur mit Interviews arbeitet, mag eine solche Kombination problematisch erscheinen. Aber Interviews und dokumentarische Interpretation schließen sich keineswegs aus. Zwar sind die Äußerungsformen zwangsläufig unterschiedlich. Denn für die Generation um 1900 muss auf autobiographische Äußerungen, Tagebücher, persönliche Briefe und Sekundärliteratur zurückgegriffen werden, die zweifellos erheblich mehr 'Filter' aufweisen als die Interviews mit den Angehörigen der Generation 2000. Aber das schriftliche Material ist hochgradig strukturiert und in letzter Instanz auch erheblich breiter, weshalb zu den beiden Gruppen letztlich genügend vergleichsrelevante Informationen vorliegen, die den anvisierten Vergleich in methodologischer Hinsicht nicht nur möglich und gerechtfertigt, sondern innovativ und wegweisend erscheinen lassen.

Ich will und kann die Ergebnisse des Vergleichs nicht vorwegnehmen. Aber er macht deutlich, dass sich biographische Sicherheitskonstruktionen ändern, wenngleich die Umbrüche keineswegs so dramatisch sind, wie dies im Feuilleton manchmal behauptet wird. Auch die Künstler und Künstlerinnen vor hundert Jahren lebten in einer 'modernen' Umbruchssituation, in der freilich noch auf sehr viel mehr Gewissheiten und Selbstverständlichkeiten zurückgegriffen werden konnte als heute. Indem sie dies detailliert herausarbeitet, leistet die Autorin einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Biographieforschung, sondern auch zur Erforschung des Strukturwandels einer Moderne, die noch keineswegs abgeschlossen ist und in ihrer Dynamik immer wieder neue Anforderungen an die Herstellung biographischer Sicherheit stellt.

Prof. Dr. Wolfgang Bonß